



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Abendländischer Aberglaube im Morgenland.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zweckmäßigkeit allseitig anerkannt wird, werden von den magyarischen höheren Militärs noch immer vertheidigt, man würde gern dieses unbequeme Kleidungsstück ablegen, wenn — die Deutschen, denen man um keinen Preis gleich stehen will, ein anderes wählen würden. So sind die farbigen Aufschläge das einzige Unterscheidungszeichen, und um so mehr hält man daran fest. — Man würde allerdings Gleichförmigkeit, aber auch nur eine gleichförmige Mittelmäßigkeit erzielen.

Ein weiterer Nachtheil würde sich bei der Vermehrung der Jäger herausstellen. Schon jetzt hält es schwer, die erforderlichen Rekruten für das so sehr vermehrte Jägercorps aufzutreiben, da man hier noch immer auf die besondere Befähigung achtet. Bei einer abermaligen Vermehrung würde dieses unthunlich sein, und man müßte, da man doch nicht die neuen Bataillone allein aus schlechterem Material zusammensetzen könnte, die Ansprüche im Allgemeinen herabsetzen, wodurch natürlich wieder die Qualität der ganzen Truppe vermindert würde.

Demnach scheint auch die nächste Zukunft die österreichische Infanterie, den wichtigsten und zahlreichsten Theil des Heeres, auf keine höhere Stufe bringen, sondern eher ihre Tauglichkeit noch mehr vermindern zu wollen, und nur eine vollständige Aenderung des bestehenden Systems und der leitenden Persönlichkeiten vermöchte einen günstigen Umschwung herbeizuführen. A. D.

Abendländischer Aberglaube im Morgenland.

Wie grundverschieden auch im Großen und Ganzen der Orient, unter welchem Ausdruck wir im Folgenden nur die vom Islam beherrschten Länder verstehen, in der Auffassung der Welt und des Lebens, in Charakter und Sitte ist, wenn man den Occident mit ihm zusammenhält, dennoch finden sich Vergleichspunkte, in denen beide in auffallender Weise zusammentreffen. Unläugbar hat sich auf Grund der Bodengestaltung, des Klimas und der allgemeinen Natur unendlich Vieles hier anders entwickelt als dort, und ohne Zweifel ist der semitische Geist schon in seiner Uralage wesentlich ein anderer als der indogermanische. Von den bekannten großen Zügen, in denen dieser Unterschied hervortritt, ganz zu schweigen, zeigt sich dies schon in Kleinigkeiten, in Geberden z. B., die uns allen Sterblichen gemeinsam zu sein scheinen. So selbstverständlich ungefähr wie der Satz, daß zweimal zwei vier macht, kommt uns der Gebrauch vor, durch Kopfnicken stumm zu bejahen, durch Kopfschütteln stumm zu verneinen. Der Orientale dagegen betrachtet das Umgekehrte als ebenso selbstverständlich. Als natürliche Geste sehen wir es an, daß man, um

jemand zur Annäherung zu veranlassen, mit der Hand auf sich zu, um jemand abzuweisen, mit der Hand von sich wegwinkt, und siehe da, der Morgenländer thut auch hier in beiden Fällen das gerade Gegentheil.

Um so mehr müssen auf den ersten Blick jene Uebereinstimmungen überraschen, welchen wir in gewissen Vorstellungen, Sagen und Sitten, namentlich aber in gewissen Formen des Aberglaubens bei einer Gegenüberstellung von Abendland und Morgenland begegnen. Vieles davon wird aus der allgemeinen Menschennatur, Einiges aus der Verwandtschaft des japhetischen und semitischen Stammes gegenüber den niedern Rassen, sehr vieles aus der Vermischung und Vermittelung orientalischen und occidentalischen Wesens durch die Strömungen der Weltgeschichte zu erklären sein. Wenn der deutsche Mystiker Angelus Silesius ähnlich phantastirt und empfindet, wie der persische Sufi Dschellaleddin Rumi, und wenn die Casuistik, die Silbenstecherei und Kleinigkeitskrämerei katholischer und protestantischer Scholastiker fast dieselben Wege geht und ziemlich zu denselben Resultaten gelangt, wie die, welche den Talmud, und die, welche die Sunna schuf, so wird uns das nicht sehr wundern. Wenn ein Siffr heulender Dervische am Nil fast genau dasselbe Schauspiel darbietet, wie ein Campmeeting von Methodisten am Mississippi oder ein Conventikel der Convulsionäre von Port Royal, und wenn Wallfahrtsstädte wie Rom und Mekka sich selbst in vielen unbedeutenden Dingen gleichen, so werden wir auch das nicht gerade erstaunlich nennen. Wir sind ja auch nicht überrascht, wenn ein liebesiecher Jüngling am Euphrat den Mond in denselben Tönen anschnacktet, wie sein Seelenverwandter an der Spree, und wir finden ja auch darin nichts besonders Auffallendes, daß der arabische Beduine, indem ihm nur die im Kampf Gefallnen „Gandur“, Ehrenmänner, die friedlich unter ihrem Zeltdach Gestorbenen dagegen „Fätis“, Was, sind, lebhaft an den wilden Sinn nordischer Recken aus der Wikingerzeit erinnert. Gleiche Anspannung gewisser Seelenkräfte, gleiche Verhältnisse geben unter allen Breitengraden, wenn wir Neger und Polarmenschen ausnehmen, wesentlich gleiche Resultate.

Findet vieles Andere nicht dieselbe Erklärung wie diese Beispiele, so wird es sich durch einen Blick auf die Uebersiedelung und Verpflanzung aufhellen, welche gewisse Dogmen und Bräuche des Volkslebens, theils als Keime, theils schon vollständig ausgestaltet, in geschichtlicher Zeit ganz ebenso erfuhren wie gewisse Pflanzen und Hausthiere. Solche Keime und solche schon ausgeprägte Sagen, Sitten und Vorstellungen kamen, um von den dunklern Perioden der Geschichte nicht zu sprechen, durch die Eroberungen der Macedonier und Römer in Masse von und nach dem Orient. Sie wurden durch Soldaten, durch Kaufleute, durch Schiffer, und vor Allem durch Sklaven von Persien und Syrien, von Aegypten und Mauritanien bis hinauf nach Spanien und Gallien getragen. Sie erschienen mit den asiatischen Culten, mit dem Judenthum und

dem Christenthum in Griechenland und Rom. Ein volles Jahrtausend hindurch und länger bildete das Kaiserreich von Byzanz die Brücke für diesen Verkehr. Manches hierher Bezügliche wurde durch den westlichen Siegesgang des Islam von Neuem nach der pyrenäischen Halbinsel und nach Unteritalien gebracht, während der östliche aus Indien neuen Stoff zuführte. Manches gelangte hinwiederum durch die Gegenstöße der Kreuzzüge nach Syrien und von da durch Gefangene weiter in das Innere. Anderes setzten die Türkenkriege in Osteuropa ab. Nicht wenig auch trugen die Handelsunternehmungen der Genuesen und Venetianer, die beiden großen Austreibungen der Juden im Mittelalter, die sie von Spanien und aus Mitteleuropa verbannten, sehr viel vermuthlich die Wanderungen der Zigeuner zu diesem Austausch von Meinungen und Gebräuchen zwischen Orient und Occident bei. Ja selbst unsre deutschen Handwerksburschen, die man in nicht geringer Zahl in Syrien und Aegypten und einzeln sogar in Persien, Mesopotamien und Habesch trifft, könnten das Eine und das Andere vermittelt haben.

Vieles von solchem importirten Gut wird allmählig sich verflüchtigt haben. Anderes, dem Geiste des Volkes, welches es aufnahm, verwandter, wurde im Lauf der Zeit acclimatisirt und nationalisirt, so daß es jetzt kaum noch als Fremdes zu erkennen ist. Einiges bewahrte die ausländischen Züge deutlicher. Noch Anderes endlich scheint auch durch den geschilderten Wechselverkehr nicht zu erklären und muß so bis auf Weiteres als ein Rest aus der Urzeit angesehen werden, wo der kaukasische Menschenstamm sich noch nicht in seine Nester geschieden hatte, oder als Ueberbleibsel des Glaubens jenes geheimnißvollen Volkes, welches vor der Einwanderung der Kaukasier und noch während derselben, in der Steinzeit, Europa und Westasien bewohnte.

Nicht sehr überrascht sind wir, wenn die Araber von Damaskus sich eine Geschichte erzählen, in der wir sofort den Gegenstand von Schillers „Bürgschaft“ erkennen. Die griechische Quelle lag jenen gleich nahe wie uns. Seltsam ferner, aber nicht unerklärlich ist die nahe Verwandtschaft der Anekdoten, die man im Libanon von den Bewohnern Chelbuns berichtet, mit denen, die sich in Schöppenstedt und Büsum zugetragen haben sollen. Auffallender ist die von Petermann mitgetheilte mandäische Sage von dem persischen Heros Rustem, in welcher dessen Vater Sal mit weißen Haaren geboren wird, worauf seine Eltern annehmen, daß dies nicht ihr rechtes Kind, sondern ein von den Dews untergeschobener Wechselbalg sei, und ihn auf einen Düngerhaufen werfen lassen, ganz wie unsre Bauern verfahren, wenn Nixen oder Wichtelmänner ihnen ihre Neugeborenen stehlen und Kielfröpfe dafür hinlegen*). Nicht weniger über-

*) Die Wechselbälge sind in Norddeutschland „die alten Leute“ der Nixe; man wirft sie aus der Wiege, kehrt sie mit einem Besen auf den Mist hinaus und bewirkt dadurch, daß die Nixen oder Zwerge das geraubte Kind wiederbringen.

raschend ist die von Lapinski neuerdings veröffentlichte Erzählung der Adighe von dem Ugreis, der auf dem Gipfel des Elbrus angeheftet ist, und in dem wir sogleich Züge von Prometheus und daneben von jenem bergentrückten Helden erblicken, der unter verschiedenen Namen, als Friedrich Rothbart, als Karl der Große, als Holger Danske u. s. w. in deutschen und skandinavischen Mythen lebt. Schwer erklärbar endlich, um Andres der Art zu übergeben, ist die Uebereinstimmung von zwei Sagen, die Burton aus dem Lande der Somali mitgebracht hat, mit nordischen Erzählungen.

Unter den Somali gibt es Schlangen mit zwei Auswüchsen an den Köpfen, die wie Hörner aussehen. Das eine Horn enthält nach dem Volksglauben ein starkes Gift, das andere aber macht, zermalmt und über das Auge gestrichen, den Menschen so scharfsichtig, daß er alle Schätze der Erde finden kann. Ferner existirt hier „eine fliegende Schlange, die Edelsteine sammelt und hundert andre Schlangen als Diener um sich hat.“ „Als einst ein Somali-reiter ihr ein Juwel geraubt hatte, wurde er von einem Schlangenheer verfolgt; zwar entkam er, aber sein Stamm zwang ihn, das Kleinod zurückzugeben.“

Mögen wir uns täuschen, wenn uns das scharfsichtig machende Schlangenhorn wie ein leiser Anklang an die scharfhörig machenden Schlangenzungen in der Teirefiasage und an das gleichartig wirkende Drachenherz vorkommt, nach dessen Genuß Regin die Sprache der Vögel verstand, die fliegende Schlange und der Raub ihres Kleinods durch einen Reiter ist ganz entschieden der Kern eines wohlbekannten deutschen Kindermärchens.

Noch interessanter ist die von demselben Reisenden mitgetheilte Sage, die sich an einen seltsam gestalteten Felsen im Innern des Somalilandes knüpft. Dort oben wohnte in alten Zeiten mit ihrem Vater in einer Burg, von der man noch Spuren sehen soll, ein Gallamädchen, Namens Moga. „Das Auge dieser Jungfrau war so scharf, daß es Feinde schon in der Entfernung von fünf Tagereisen erkannte. Die Gegner ihres Stammes erlitten durch solche Wachsamkeit großen Schaden, nahmen aber dann ihre Zuflucht zu einer List. Sie rückten unbekleidet heran und versteckten ihre Köpfe unter dicken Grasbündeln. Jungfrau Moga rief jetzt ihrem Vater zu, daß die Wiese den Berg heraufkomme, und damit sagte sie die Wahrheit, allein man glaubte ihr nicht, sondern hielt sie für wahnsinnig. Die Krieglislust gelang vollkommen, und die arme Seherin verlor ihr Leben.“

Die Somali sind ein wilder Stamm in Südost-Habesch, der zu den rohesten der semitischen Völkerfamilie gehört und sehr wenig von dem, was außer seinem Gebiet existirt, nichts aber von Verkehr mit gesitteten Völkern weiß, ein Stamm, der nach Burton, um symbolisch Glück auf die Reise zu wünschen, die Betreffenden anspeit, der nach demselben zuverlässigen Gewährsmann —

wunderbar zu melden — nicht einmal die anmuthige Sitte des Küßens kennt. Und siehe da, unter ihnen lebt, wie wir sahen, vollkommen deutlich erkennbar in ihren Grundgedanken die nordische Sage vom Birnamwald, der gegen Dunfinan heranrückt!

Auch von Gebräuchen, die sich an Feste knüpfen, von Kinderspielen, Spielen unter Erwachsenen u. d. m. findet sich im Morgenlande nicht Weniges, was mit Abendländischem der Art fast ganz übereinstimmt. Die Melchiten in Syrien feiern am 26. December des Kreuzes Erhöhung. Am Abend vorher klopfen die Knaben an den Häusern ihres Stadtviertels und rufen: „*U' tuna hatab le' id es salib*,“ d. i. gebt uns Holz zum Feste des Kreuzes. Sie bekommen Geld, kaufen sich dafür Holz, zünden dieses auf den Gassen an und springen darüber. Am Sylvesterabend ist man in Damascus Suppe von Weizengraupen, trinkt Wein dazu und legt in das Glas ein Geldstück, „damit der Trinkende das ganze Jahr über Geld haben soll.“ Am Palmsonntage vertheilen die dortigen melchitischen Priester an die Laien Olivenzweige, deren Blätter man, wenn sie trocken geworden sind, zerreibt, da sie für verschiedene Krankheiten als Arznei dienen. Unter den Maroniten kocht man zu Ostern Eier, die grün oder roth gefärbt werden, und die sich die Knaben gegenseitig abzugewinnen suchen, indem einer mit seinem Ei auf das des andern schlägt. Der, dessen Ei dabei zerbricht, hat es verloren.

Wer die deutschen Volksbräuche kennt, wird wissen, wie viel von den hier gegebenen Beispielen orientalischer Sitte, denen sich noch zahlreiche andere anreihen ließen, ihnen entspricht, und wie sehr manche Deutung jener hiermit widerlegt wird.

Daß die Knaben der Bürger von Damascus wie die Kinder in Berlin mit Murneln und Bällen spielen, daß die Straßenkinder in Athen mit dem Spiel, welches man in Leipzig „die merseburger Brücke“, anderswo in Deutschland „Himmel und Hölle“, in England „Oranges and Lemons“ nennt, sehr wohl vertraut sind, können wir nach eigener Erfahrung bestätigen. Unser Kreisel ist selbst in Bagdad bekannt. Ebenso bekannt ist nach Petermanns Mittheilungen unter den Städtebewohnern Syriens unser Spiel mit dem Plumpsack, unser sächsisches „Hölzelversteckens“ und jenes Spiel, bei dem man ein Geldstück emporwirft, das man, nachdem es wieder herabgefallen, mit der Hand bedeckt, worauf die Gegenpartei gefragt wird: „Bild oder Schrift?“ Um anderes hierher Passende zu übergehen, lebt endlich wie in manchen Kreisen des Abendlandes auch unter den Zechern von Damascus der magister bibendi des alten Rom noch. „Man kommt zusammen und wählt einen Sultan, vor welchem der Rasi (Dattelbraunwein) und ein kleines Glas steht. Er trinkt zuerst drei Gläser und gibt dann jedem der Reihe nach ein volles Glas. Verlangt einer wieder zu trinken, so schenkt sich erst der Sultan ein volles Glas ein, trinkt es aus und läßt dann dem Verlangenden zuerst, nachher aber auch allen Uebrigen ein Glas zukommen.“

Der Sultan kann aber auch unaufgefordert sich und jedem von der Gesellschaft einschenken, und keiner, der das erste Glas angenommen, darf die andern ausschlagen.“

Außerordentlich zahlreiche und zum Theil höchst überraschende Parallelen bietet endlich eine Gegenüberstellung des abendländischen und des morgenländischen Aberglaubens dar, und wir sind überzeugt, daß eine genauere Kenntniß des letzteren noch unendlich viel mehr davon anführen könnte. Im Folgenden theilen wir nur einige Beispiele von den vielen uns zu Gebot stehenden mit, da es sich hier nicht darum handeln kann, gelehrte Vollständigkeit zu erreichen.

Die Juden im Orient und ihre altgläubigen Stammgenossen in Europa wissen, daß viermal im Jahre, jedesmal beim Eintritt der neuen Jahreszeit, ein giftiger Blutstropfen vom Himmel fällt. Schon der Verfasser des Buchs „Abdurrahman“, der 1421 schrieb, erzählt, daß er in einem alten Werke die Warnung gelesen, an jenen Tagen (Hebräisch: Tekusoth) kein Flußwasser zu trinken, da der aus den Wolken in dasselbe gefallene Tropfen den Leib schwellen mache. Später galt die Warnung von jedem offenen Gefäß, in welchem sich eine Flüssigkeit trinkbarer Art befand. Man hielt aber dafür, daß Eisen die Schädlichkeit des Blutstropfens aufhebe, weshalb noch jetzt sorgsame jüdische Hausfrauen an den Abenden vor den Tekusoth auf alle mit Vergiftung durch denselben bedrohte Schüsseln, Gläser und Krüge ein Stück Eisen, einen Nagel und dergl. legen.

Die Kabbalisten haben sich die Erklärung dieser Meinung sehr viel Schweiß kosten lassen, aber was sie damit zu Tage gefördert haben, ist sehr wenig werth. Einige geben für die räthselhafte, Zauber und andern Schaden abwehrende Kraft des Eisens folgende wunderliche Lösung: die vier Buchstaben des hebräischen Wortes für Eisen B—r—s—l, Barsel zu lesen, sind die Anfangsbuchstaben von den Namen der vier Frauen des Patriarchen Jakob: Bilha, Rachel, Silpa und Lea. Es sind also die Stammmütter, welche ihr Volk vor dem schädlichen Einsinken des Blutstropfens in die betreffenden Gefäße bewahren.

Minder gesucht, aber ebenfalls sehr wenig glücklich erklärt ein anderer Meister der Kabbala die Tekusoth. Im Frühling, im Monat Nisan, erinnert die Tekusah daran, daß einst alle Gewässer Aegyptens in Blut verwandelt wurden. Die Sommer-Tekusah, im Monat Tamus, bedeutet, daß Moses gegen das Gebot Adonais in der Wüste den Felsen schlug, worauf diesem Blut entströmte. Der Fall des giftigen rothen Tropfens im Herbstmonat Tischi ferner soll das Andenken an eine Blutplage auffrischen, welche (nach rabbinischer Legende) darüber entstanden wäre, daß Abraham seinen Sohn Isaak schlachten wollte. Die Winter-Tekusah endlich, im Monat Tebet, ist eine Thräne des Himmels über die durch ihren Vater geopfert Tochter des Feldherrn Jephtha.

Andere Kabbalisten, der Astrologie zugeneigt, meinen, daß vier Himmels-

fürsten abwechselnd das Jahr regieren. In dem Augenblick, wo der eine Fürst dem andern die Herrschaft übergibt, tritt ein Interregnum ein, in welchem die Welt ohne Regenten ist und das Herabfallen schädlicher Substanzen vom Himmel nicht verhütet wird. In diesen gefährlichen Momenten treten die Stammmütter als hilfreiche Gewalten ein, und das sind Bilha, Rachel, Silpa und Lea, also wieder das schützende Eisen.

Diesen Fafeseien gegenüber ist hervorzuheben, daß der Blutstropfen der Tefusah des Sommermonats Tamus, der ursprünglich der einzige gewesen sein wird, an den phöniciſchen Frühlingsgott Adonis erinnert, der im Sommer blutig starb und deſſen Fluß im Libanon noch jezt mit Eintritt der warmen Jahreszeit blutroth gefärbt erſcheint. Der Tod des Adonis wurde unter den Juden ganz ebenſo beklagt, wie unter den phöniciſchen Nachbarn, doch führte er hier den Namen Tamus, der dann auch auf den ihm geweihten Junimonat überging. Bei Ezechiel ſißen Frauen „vor dem nördlichen Thor und beweinen den Tamus“. Die ſchadenverhütende Kraft des Eisens aber ſtammt vielleicht aus der Urzeit, wo dieſes Metall noch wenig bekannt war und wo ſich an ſeinen Vorzug vor dem biſ dahin gebrauchten Kupfer Vorſtellungen von übernatürlichen Eigenſchaften knüpfen konnten.

Der Glaube an die Tefusoth wurzelt übrigens noch jezt unter den Juden in Polen ſo tief, daß viele Rabbiner ſie ihren Gemeinden jedesmal feierlich verkündigen.

Der ägyptiſche Fellah kennt dieſen Aberglauben ebenſalls. Er nennt die Nacht des 17. Juni „Rejlet En Nuktah“, die Nacht des Tropfens, weil in derſelben ein blutiger Tropfen vom Himmel in den Nil fällt, der aber nur dieſen, nicht die von deſſen Waſſer Trinkenden ſchwellen macht. Und er weiß ebenſalls, daß das Eiſen eine ſchützende Kraft gegen unheimliche Mächte beſizt. Er weiß, daß namentlich die Dſchinn, die böſen Geiſter, vor dieſem Metall großen Reſpect haben. Sieht er z. B. einen Wirbelwind oder eine Sandhoſe auf ſich zukommen, ſo ruft er dem darin ſitzenden Dämon „Chadid ya maſchum“, Eiſen, o Unſeliger, zu und glaubt ſich geſichert.

Auch der deutſche Bauer ſcheint, vielleicht durch die Juden, Kenntniß von geheimnißvollem Gift zu haben, welches zu beſtimmter Zeit aus der Luft fällt. Wenigſtens läßt ſich ein oberpfälziſcher Aberglaube dahin beziehen, nach welchem man von Michaeli biſ Georgi nicht aus einem offenen Brunnen trinken ſoll, weil dann Gift vom Himmel hinein thaut und die Kröte nicht darin ſizt, die zu andern Zeiten daſſelbe an ſich zieht. Und noch klarer iſt unſer Landsmann, obwohl er ſicher nichts von den hebräiſchen Stammmüttern und Himmelfürſten gehört hat, ſich darüber, daß Eiſen ein vortreffliches Präſervativmittel gegen alle möglichen dämoniſchen Einflüſſe iſt. Der Wirbelwind heißt in Tirol Hegen. tanz; denn wo er entſteht, iſt eine Hege in Unruhe, gegen Unwetter aber, welches

von Hexen verursacht ist, sichert man sich dadurch, daß man eiserne Werkzeuge vor die Thür legt. Irlichter, welche Seelen ungetauft gestorbener Kinder oder gewaltsam unter freiem Himmel Umgekommenen sind, verschwinden, wenn man ihnen ein Messer oder einen Schlüssel hinwirft. Vor dem Wiederkommen der Todten schützt man sich, indem man ein Messer über die Hausthür steckt, vor Angriffen von Spukgeistern dadurch, daß man einen Feuerstahl bei sich trägt. Wöchnerinnen und Neugeborene werden durch eine auf ihr Bett gelegte Scheere vor den Tücken der Elben bewahrt. Wenn der Taufzug zur Kirche geht, müssen alle Theilnehmer über eine auf die Schwelle gelegte Axt hinweggehen; denn dadurch wird das Kind vor bösem Zauber geschützt. Eine lauenburgische Beschwörungsformel gegen die Gesichtsröthe lautet: „Unbenöm scham di, Isen un Stahl jagt di.“ In das Sätuch näht man in Ostpreußen einen Feuerstahl, damit die Saat wohl gedeihe. Von Tirol bis nach der Weichsel hin ist ein auf die Thürschwelle genageltes Hufeisen die beste Schutzwehr gegen allen bösen Zauber. Wenn in Ostfriesland die Kühe im Frühling zum ersten Mal ausgetrieben werden, so läßt man sie über Eisen und Salz hinwegschreiten, dann widerfährt ihnen nichts Böses. In Hessen muß es dreierlei Eisen sein und verwendet man dazu meist eine Sichel, einen Feuerstahl und ein Messer. Einer Kuh, welche zum ersten Mal gekalbt hat, muß man in die erste Tränke, die sie erhält, drei Zwiebelköpfe, eine Hand voll Salz und einen Ramm thun; ebenso gut aber ist es, wenn man siebenlei Eisen hineinlegt. Einer behexten Kuh sticht man in Ostpreußen stählerne Nadeln in die Hörner und bricht sie darin ab. Und nun noch eine Variation des Aberglaubens von dem giftigen Blutstropfen der rabbinischen Tekuth und der Beziehung des Eisens auf denselben. In Hessen und Westphalen, sowie in der Oberpfalz fällt bei Sonnenfinsternissen Gift vom Himmel. Menschen und Vieh dürfen daher kein Wasser aus einem Brunnen trinken, der während der Verfinsternung unbedeckt geblieben ist, kein Kraut und keine Frucht, die während derselben im Freien waren, genießen, bevor dieselben durch Regen abgewaschen sind, und um weitem Schaden zu verhüten, werden verschiedene Vorsichtsmaßregeln angewandt, von denen für uns die interessanteste ist, daß man mit Messern auf eiserne Pfannen oder Sensen schlägt.

Ferner herrscht in Betreff der vom Aberglauben für glücklich oder unglücklich gehaltenen Wochentage zwischen Orient und Occident, soweit Christenthum oder Islam darauf nicht eingewirkt haben, vielfach Uebereinstimmung. Der Sonntag gilt allerdings unter Moslemin für einen Unglückstag aber doch wohl nur weil er der Ehrentag der Christen ist, unter unsern Bauern dagegen für einen Glückstag, aber doch mit der mythologisch wichtigen Einschränkung, daß man sich an ihm die Nägel nicht beschneiden darf, da dies schadet. Der Montag wird von beiden Theilen für unglücklich gehalten. Der

Dienstag ist ein Glückstag für den Aegypter, der sich an ihm gern zur Aberläßt, und ebenso für den deutschen Landmann, der ihn gern zum Eintritt in die Ehe oder in ein Dienstverhältniß wählt. Die Mittwoch ist in Deutschland ein Tag ohne Segen, weshalb man an ihr nicht zu säen pflegt, in Aegypten und Syrien ist sie gleichgiltig. Der Donnerstag gilt in Deutschland für besonders unheilvoll, aber wohl erst seit Einführung des Christenthums, welches ihn als den Tag Donars verdunkelte, und nicht überall; denn an ihm feiert man in der hessischen Bergstraße vorzugsweise gern Hochzeiten. Unter den Mohammedanern heißt er „el mubarak“, der Gesegnete. Wenn diesen der Freitag als ein sehr glücklicher Tag erscheint, so wird dies gewöhnlich damit erklärt, daß er der Sabbath der Moslemin ist, man wird aber ebensowohl und vielleicht richtiger sagen können, daß er zum Sabbath gewählt wurde, weil er von Alters her besonderer Ehre genoß. Im Abendland ist er erst durch das Christenthum zum Unglückstag geworden; denn wo im Aberglauben heidnische Ueberlieferung vorwiegt, eignet er sich vor Allem zu Hochzeiten, jedes an ihm begonnene Unternehmen gelingt, besonders jede sympathetische Kur; am Freitag muß man sich die Nägel beschneiden, weil dies Glück bringt, und ebenso die Haare, da sie dann gut wachsen. Sonnabend endlich ist im Orient wie im Occident der unglücklichste aller Wochentage. An ihm darf in Schlesien wie in Syrien, in Mecklenburg wie in Aegypten keine Reise und kein Dienstverhältniß angetreten, kein Proceß angefangen werden, kein altgläubiger Bauer in Ostpreußen wird sich an ihm einen neuen Rock kaufen, kein Kairener oder Bagdader an ihm sich den Kopf rasiren oder die Nägel verschneiden lassen.

Ein in Deutschland sehr verbreiteter Aberglaube ist ferner die Zukunfts-erforschung durch Aufschlagen von Büchern, deren zufällig getroffene Stelle dann als Wahrsagung gilt. Man sticht mit einem Messer oder einer Stecknadel in den Schnitt einer Bibel oder eines Gesangbuchs, indem man entweder auf eine bestimmte zweifelhafte Frage Antwort wünscht oder ganz allgemein über seine Zukunft aufgeklärt sein will. Trifft man im Gesangbuch auf ein Sterbelied, so bedeutet das einen nahe bevorstehenden Todesfall, zeigt sich ein Tauflied, so wird man bald taufen lassen oder Gebatter stehen. Nicht wenige von unsern Frommen sehen die Bibel geradezu als Wahrsagebuch an. Jede zufällig mit dem hineingeschobenen Finger berührte Stelle muß Prophetendienste thun, mag die Deutung auch noch so abenteuerlich sein. Nichts darf unternommen werden, keine Reise, kein neues Geschäft, keine Verbindung, ohne daß die Bibel oder, um im Jargon der Leute zu bleiben, „der Herr“ gefragt wird.

Die Moslemin am Nil und Euphrat aber halten es ganz ebenso, nur ist ihr Verfahren — vermuthlich weil sie mehr Zeit haben und der Orient überhaupt Umständlichkeiten liebt — etwas complicirter. Um in zweifelhaften Fällen zu einem Entschluß zu gelangen, „machen sie eine Isticharah“. Sie nehmen

den Koran her, sprechen dreimal das erste, dann das 112. Capitel, endlich den 59. Vers der Surat El Anam (des 6. Capitels): „Bei ihm sind die Schlüssel des Verborgenen. Niemand kennt sie als er, und er weiß, was auf dem Lande und im Meer ist,“ öffnen dann das Buch aufs Gerathewohl und ziehen aus der siebenten Zeile der rechten Seite die Antwort. Oft enthalten die Worte natürlich keine directe Antwort, sie werden indeß bejahend oder verneinend genommen, je nachdem ihr allgemeiner Inhalt etwas Gutes oder etwas Schlimmes betrifft, Segen verheißt, oder Strafe androht. Andere halten sich nicht an die siebente Zeile, sondern zählen nach, wie oft die Buchstaben Cha und Schin auf der ganzen Seite vorkommen, und wenn ersterer sich häufiger findet, so ist die Entscheidung günstig, weil Cha das Wort *hejr*, d. i. gut bedeutet, während Schin das Wort *scharr*, d. i. böse vorstellt.

Ganz übereinstimmend halten Morgenland und Abendland das Blut oder sonstige Reste von Hingerichteten für heilsam oder glückbringend. So hängen sich moslemische Frauen Finger von hingerichteten Christen oder Juden an den Hals, weil das gegen das Wechselfieber schützt, und so verschaffen Diebesdaumen in manchen Gegenden Deutschlands noch heute dem Kaufmann, der sie neben seine Waare legt, viele Kunden und guten Verkauf. So ist in Franken noch jetzt in den Apotheken Armensünderfett ein oft begehrter Artikel. So gilt Blut von Enthaupteten noch überall in Deutschland, in Ostfriesland wie in Schlessien, als die beste Arznei gegen Epilepsie, und so wird es auch im Orient vielfach als Heil- und Zaubermittel angewendet. Frauen, die sich Nachkommenschaft wünschen, schreiten, ohne zu sprechen, siebenmal über den Körper eines Enthaupteten. Andere tauchen zu demselben Zweck schweigend ein Stück Baumwolle in das Blut und wenden dies dann in einer hier nicht zu beschreibenden Weise an. Wieder andere, die an Ophthalmie leiden, bisweilen auch Männer, gehen in Kairo nach dem Hause am Rumilijeh-Platz, wo die Hingerichteten vor ihrer Beerdigung gewaschen werden, treten auf die Steinplatte, auf welcher dies geschieht, und waschen sich dann in dem darunter befindlichen Troge, in welchen das blutige Wasser von den Leichen abgelaufen ist. Wie alt dieser Aberglaube hier ist und wie mächtig er auf das Gemüth wirkt, bedarf keines Beweises, wenn man sich erinnert, daß die Moslemin in der Regel mit der äußersten Sorgfalt darauf bedacht sind, den Geboten ihrer Religion nachzukommen, und daß diese Alles, was irgend verunreinigen kann, von sich fern zu halten gebietet. Scenen freilich, wie sie früher bei öffentlichen Executionen in Deutschland vorfamen, wo es fast regelmäßig zum Handgemenge zwischen der die Nichtstätte umschließenden bewaffneten Macht und den gierig sich herzubrängenden Weibern kam, welche um jeden Preis etwas von dem Blute des armen Sünders haben wollten, sind im Orient, so wenig empfehlenswerth sonst dessen Sitten sein mögen, unerhört.

Merkwürdig ist ferner, daß das Knotenknüpfen im orientalischen wie im deutschen Aberglauben fast ganz dieselbe Rolle spielt. Bekannt ist bei uns allenthalben der Zauber des sogenannten Nestelknüpfens, und siehe da, dieselbe Bosheit gegen Neuverheirathete wird auch im Morgenlande geübt. In Bagdad behauptet man, einen Bräutigam bannen oder binden zu können, indem man während der Traurede des Geistlichen Knoten in einen Faden bindet und diesen dann verbrennt. Bekannt ist sodann, daß unter unsern Abergläubischen geknüpfte Knoten auch eine heilsame Wirkung üben können. In Mittel- und Norddeutschland hängt man Knoten von Strohseilen an die Obstäbäume, um sie vor den „Ulmen“ (Elben) zu schützen. Um Warzen zu vertreiben, macht man in einen Faden so viele Knoten, als man Warzen hat, und vergräbt dann denselben unter der Dachtraufe. Hühneraugen schafft man weg, indem man einen gefundenen Strickknoten darauf drückt. Behexten Kühen wird geholfen, indem man die Kette, an welcher das kranke Thier im Stalle steht, über den Halswirbeln desselben in einen doppelten Knoten schürzt und dann unter Nennung der drei heiligen Namen an beiden Enden der Kette zieht; löst sich dabei der Knoten, so wird das Vieh gesund. Ganz ähnlich in Kairo. Wenn dort ein Kind nicht zu rechter Zeit laufen lernt, so bindet die Mutter seine Füße mit einem Stück Palmenbast, welches drei Knoten hat, zusammen, trägt es während des Freitagsggebets vor eine Moschee und bittet den Ersten, Zweiten und Dritten, der die betende Versammlung verläßt, je einen Knoten zu lösen, worauf sie in der festen Ueberzeugung nach Hause geht, daß ihr Kind nun bald auf die Beine kommen wird.

Dann ist an die Uebereinstimmung zu erinnern, welche in Betreff der Bedeutung des Speichels zwischen morgenländischem und abendländischem Aberglauben herrscht. Man spuckt bei uns in das Viehfutter, damit es den Thieren gedeihe, in die erste Milch, die man den Kälbern gibt, auf das erste Geldstück, welches man an einem Tage einnimmt, weil das viel Geld ins Haus bringt. Wenn man etwas findet, so spuckt man darauf, um den etwa daran haftenden Zauber unschädlich zu machen. Wenn das Herdfeuer heftig knistert und knallt und dadurch nahen Zank anzeigt, so spuckt man hinein, um den Zank von sich abzuwenden. Ist man über jemand erschrocken, so muß man ausspucken, weil man sonst krank werden kann. Sehr ähnlich im Orient. Wird in Bagdad jemand von einer Schlange gebissen, so sagt er: „Im Namen Gottes des Gnädigen und Barmherzigen, Heil über Noah in Ewigkeit“*) und spuckt dann dreimal auf die Wunde. Auch der obenerwähnte Gebrauch der Somali, Frem-

*) Eine Sage der Mohammedaner erzählt: Als Noah die Arche gebaut hatte und Thiere aller Art darin aufnahm, kam auch die Schlange und bat um ein Asyl darin. Er gestattete es ihr aber erst, als sie versprach, daß ihr Biß demjenigen nichts schaden sollte, welcher, nachdem er von ihr verwundet worden, den Namen Noahs anriefe.

den durch Anspucken Glück auf die Reise zu wünschen, gehört wohl hierher. Andere Beispiele von der Zauberkraft des Speichels werden später angeführt werden, die Anrufung Noahs aber ist eine von der unzähligen Menge von Formeln, mit denen man im Orient ganz ebenso wie im Occident Wunden, Blutungen, Zahnschmerzen und andere Uebel bespricht.

Soll die Zauberwirkung eine bleibende sein, so genügt das bloße Aussprechen der betreffenden Formel nicht, sie muß aufgeschrieben und von dem, der sich mit ihr gegen üble Einflüsse und Gefahren sichern will, an sich getragen werden. Daher die Zauberzettel, die unter den Mohammedanern des Orients sich desselben Ansehens erfreuen, wie unter unsern schwäbischen, bayerischen und norddeutschen Bauersleuten. Mit dem Schreiben solcher Zettel beschäftigen sich in Württemberg die Schullehrer, in Norddeutschland kommen sie auch gedruckt vor, z. B. in Hamburg, wo sie während des schleswig-holsteinischen Kriegs von den Soldaten zu Hunderten gekauft, bei sich getragen oder verschluckt wurden, weil sie „festmachen“ sollten, und in Oestreich, wo während des italienischen Krieges dasselbe geschah. Diese Amulette enthalten in der Regel allerlei unverständliche Worte, wie das bekannte Abrahadabra, Kreuze, Buchstaben und andere Zeichen, häufig aber auch Bibelsprüche, Anrufungen Gottes und der Heiligen u. d. m. Um gegen jede Gefahr geschützt zu sein, thut man wohl, sich gleich eine ganze Sammlung solcher Zaubersprüche, ein Zauberbuch anzuschaffen und dies bei sich zu tragen. Ein Haus, in dem ein solches liegt, ist vor Wetterschaden sicher, eine Frau in Kindesnöthen, der man es aufs Bett legt, gebiert ohne Schmerzen, wer es auf der rechten Brust trägt, der ist behütet vor Gift und Feuer, der ertrinkt in keinem Wasser, der gewinnt seine Sache vor Gericht u. s. w. So im Abendlande und sehr ähnlich auch im Orient. Auch in Aegypten besteht ein guter Theil der Einnahme eines Dorfschulmeisters in dem Erlös von Zauberformeln, die er schreibt, und die in der Regel aus gewissen Koranstellen nebst den Namen von Engeln, Geistern, Propheten und Heiligen mit dazwischen gesetzten Zahlen und Diagrammen bestehen. Das geachtteste aller „Hegab“ ist eine Copie des Koran, die man in einem Futteral an der rechten Seite trägt, und die namentlich in großer Gunst bei den Soldaten steht, weil sie „festmacht“. Gleichfalls sehr geschätzt ist ein Auszug des heiligen Buchs, welcher die Suren 6, 18, 36, 44, 55, 67 und 68 enthält. Andere schützen sich vor den bösen Geistern durch einen Zettel, auf dem die neunundneunzig Namen Gottes oder die ebenso zahlreichen Namen und Titel des Propheten stehen. Wieder ein anderer Zauberzettel enthält die Namen der „Aschab El Chaf“, d. h. der Siebenschläfer und ihres Hundes. Man bewahrt dadurch sich und sein Haus vor Feuersbrunst, Krankheit, Kummer und Noth, sie verschaffen Liebe, Freundschaft, Kunden und guten Handel. Namentlich aber schützen sie vor dem Beschrieenwerden und vor Allem vor dem „bösen Blick“,

der, im Abendland wie im Morgenland gleich gefürchtet, in Italien *Occhio cattivo*, in Griechenland *Kakommati*, unter den Juden *Ajin Rah*, unter den Arabern einfach „*Raḡr*“, d. i. der Blick heißt, und mit dessen Betrachtung wir für jetzt schließen wollen.

In dem Aberglauben vom bösen Blick treffen zunächst zwei Vorstellungen zusammen, erstens die uralte Meinung, daß die Gottheit neidisch sei und ein zu großes Menschenglück in Unglück verkehre, was später sich zu dem ethischen Gesetz verklärte, nach welchem man sich vor Ueberhebung, vor stolzer Sicherheit bei unwandelbar scheinendem Wohlergehen hüten sollte, und zweitens der Glaube, daß der Neid von Menschen den Personen, auf welche er sich richtete, oder den Gegenständen, welche ihn veranlassen, auf übernatürliche, magische Weise schade, und daß dieser Schade vorzüglich durch das scheel blickende Auge vermittelt werde. Bekannt ist, daß dieser Aberglaube im Alterthum weit verbreitet war und daß man sich durch zahlreiche Arten von Amuleten gegen das neidische Auge und ebenso durch allerlei Vorsichtsmaßregeln gegen den Neid der Götter zu schützen suchte*). Und beide Formeln desselben leben noch heute von der Ostsee bis nach Innerafrika und von Spanien bis nach Persien als Erbschaft fort.

Die Furcht vor dem Neid der Gottheit, die Scheu vor Ueberhebung spricht sich in Deutschland auf die mannigfaltigste Weise aus. Höchst auffallender Weise braucht der Schleswig-Holsteiner das sonst nur als Ausdruck starker Verneinung übliche „Gott bewahre!“ als Ausruf der Verwunderung oder des staunenden Lobes. Mit Sorgfalt muß man sich in ganz Mitteldeutschland hüten, sich seine Gesundheit zu „berufen“, d. h. sich ihrer zu rühmen, ohne sofort ein „unberufen“ oder „unbeschrien“ hinzuzusetzen. Besser thut man, sich derselben gar nicht laut zu freuen und, über sie befragt, mit „so leidlich“ oder „gestern war's besser“ zu antworten. Lobt ein Andern sie oder einen andern Besitz, so muß man ausspucken — am besten dreimal —, sich mit der Hand über den Mund fahren oder an etwas Anderes denken oder „Gott behüte“ sagen. Ganz besonders sorgsam aber muß man sich in Acht nehmen, das Gedeihen von Kindern zu bewundern, und sofort wird, wenn ein Unvorsichtiger sich dies zu Schulden kommen läßt, ohne das unerläßliche „Gott behüte es“ folgen zu lassen, die Amme oder die Großmutter ihr „unbeschrien“ vernehmen lassen oder den Gegenzauber durch Spucken anwenden. Derselbe Brauch herrscht unter den Slaven, und ganz ebenso verfahren in solchen Fällen die Italiener, ganz ähnlich die Mohammedaner Syriens und Aegyptens. Durchaus unschicklich ist es in Kairo, sein Erstaunen über ein schönes Kleid oder ein stattliches Pferd, das einem Andern gehört, durch Worte wie „wunderschön“ oder „allerliebste“ laut

*) Vgl. Grenzboten Jahrg. 1860, 2. Quartal, Seite 496 ff.

werden zu lassen. Der Mann von Erziehung sagt in solchen Fällen nur „Maschallah“, d. i. wie Gott will, ein Ausruf, der zwar auch Bewunderung, aber mehr noch Hingebung an die Fügung Gottes, quietistische Gottgelassenheit, das Hauptgebot des Islams, ausdrückt. Nimmt der Moslem ein Kind jemandes auf den Arm, um es zu lieblosen, so wird er nur bei großer Zerstreutheit unterlassen, dabei zu sagen: „Ich suche Zuflucht bei dem Herrn des Tagesanbruchs für dich“, eine Anspielung auf die 113. Sure des Koran, welche mit einem Gebet um Schutz gegen Neidische endigt. Vergiftet er die Formel, so wird er sofort von dem Vater mit den Worten „Segne den Propheten“ zurechtgewiesen, worauf er mit dem Stoßgebet „O Gott sei unserm Herrn Mohammed gnädig!“ zu antworten hat. Besonders besorgte Eltern aber reissen, wenn jemand ihr Kind mit Neid zu betrachten scheint, ein Stück vom Kleide des Kleinen ab, verbrennen es mit Salz, Alaun und Korianderkörnern und veräthern dann den bedrohten Liebling damit.

Der eigentliche böse Blick ist hiervon verschieden, aber immerhin verwandt. Das Anblicken eines bewundernswerthen Gegenstandes schadet, auch wenn das Auge oder der Mund nur Freude oder Staunen ausdrückt, weil die Gottheit nur sich selbst hochgehalten wissen will; es schadet noch sicherer, wenn aus dem Auge des Betreffenden Neid herauschaut, weil Neid immer giftige Wirkung übt; es schadet aber bei einzelnen Personen auch dann, wenn weder Bewunderung noch Neid in dem Blicke liegt, weil einzelne Menschen von Natur Augen haben, die unter allen Umständen die Gegenstände, auf welche sie sich richten, magisch vergiften. Im Alterthum gab es ganze Völkerschaften, welche diese unheimliche Gabe besaßen. In Deutschland sind es vorzüglich die Juden, welche bei abergläubigen Landleuten im Verdacht stehen, sie zu haben, weshalb man (namentlich in Schlesiens und auf dem Hunsrück) die Kälber, welche ausgezogen werden sollen, ängstlich vor jedem Judenblicke bewahrt. Ferner glaubt man, daß Menschen, denen die Augenbrauen in der Mitte zusammengewachsen sind, den bösen Blick besitzen, wie dieselben nach andrer Version „Alpdrücken gehen“, wieder nach anderer einen unnatürlichen Tod zu erwarten haben. Sodann gelten stehende und besonders rothe triefende Augen alter Weiber als ein Anzeichen des bösen Blicks, der bei Menschen und Vieh Krankheit, Abmagerung und Tod bewirkt. Endlich nimmt man hin und wieder an, daß man sich jene furchtbare Eigenschaft auch durch Unvorsichtigkeit in gewissen Verhältnissen zuziehen könne. Im Rauenburgischen z. B. meint man, daß man leicht beim Abendmahl das „böse Auge“ bekommen kann; denn von dem, welcher beim Umgang um den Altar sich umsieht, wird künftig alles, was er anblickt, „verschienen“.

Hüten kann man sich vor dem bösen Blick selbstverständlich am besten dadurch, daß man sich ihm nicht aussetzt, ihn nicht auf sich lenkt. Dann dadurch,

daß man die Warnung beachtet, nach welcher er vorzüglich denen schadet, die des Morgens ausgehen, ohne sich gewaschen zu haben — eine Meinung, die an den altjüdischen bösen Geist Schibtha anklängt, der besonders Kindern nachstellt, die sich die Hände nicht gewaschen haben. Den Stall schützt man am sichersten durch das Zeichen des Drudenfußes, welches über die Thür gemalt wird. Einige geben dem geschädigten Vieh Dill und Salz ein, Andere wenden andere Kräuter als Gegenzauber an. In Tirol wird „Vermeinten“, die „weder essen noch trinken können, deren Zähne locker sind“ u. s. w., als probates Mittel Sanct Johanniswein empfohlen. Früher werden auch Amulette in Gebrauch gewesen sein, und wird man als solche vermuthlich die Johannesshändchen (die Wurzel des gemeinen Waldfarn) und die Schlangenköpfschen, jene kleinen Muscheln, mit welchen die Mehger ihre Gürtel und die Fuhrleute ihr Pferdegeschirr zu besetzen pflegen, gebraucht haben. Denn eine Hand war im alten Rom ein besonders beliebtes Amulet gegen das böse Auge, und die Schlangenköpfschen wurden in derselben Richtung angewendet.

Wir nehmen dies Letztere um so mehr an, als die erwähnten alten Amulette gegen den bösen Blick in Italien und im Orient jetzt noch allgemein Geltung haben. Eine kleine Hand von Korallen, welche den Zeigefinger und den kleinen Finger ausstreckt (*la mano cornuta*) ist in Rom und Neapel noch heute Toilettengegenstand, der von den Herren an der Uhrkette und von den Damen an der Broche gegen den Blick des jettatore oder das *malocchio* getragen wird. Unter den jerusalemener Juden bindet man den Kindern, um sie vor dem „*Ajin Rah*“ zu bewahren, ein goldnes oder silbernes Händchen mit einem Faden an den Kopf. Um Häuser vor ihm sicher zu stellen, malt man an ihre Vorderwand eine große schwarze Hand, die, weil sie die fünf Finger streckt, „*Chamsa*“, arabisch Fünf, genannt wird. Ganz dasselbe thun die Araber in Damascus und die Mauren in Tunis und Algier, und ähnlicher Aberglaube herrscht in Griechenland, wo man dem gefürchteten Auge die ausgespreizte Hand vorhält, um seinen Zauber zu entkräften. In der Türkei schützt man die Pferde vor dem bösen Blick dadurch, daß man das Geschirr derselben mit Schlangenköpfschen benäht, oder ihnen Koransprüche in Kapseln vor die Brust hängt. Die Kaufleute im Aegypten-Basar in Konstantinopel wahren sich und ihre Gewölbe vor dem Augenzauber durch Abbildungen eines mystischen Thieres *Ahaua*, welches wie die Sphinx halb Jungfrau halb Löwin ist. Andere hängen in ihren Läden oder Wohnstuben ein schön geschriebenes und unter Glas und Rahmen gebrachtes *Maschallah* auf. In Aegypten sichert man die Kinder vor dem „*Raß*“ durch allerlei Amulette, welche man in Kapseln, die meist die Gestalt eines Dreiecks haben, oben an ihrem Tarbusch befestigt. Ebenso behängt man das Vieh auf der Weide, die Kameele auf der Reise, die Pferde beim Ausreiten mit derartigen Mitteln gegen den in Rede stehenden Zauber. Auch hier kommen die erwähn-

ten kleinen Muscheln als Amulette vor, noch häufiger aber glatte Stückchen Alaun, Salz, Fenchelkörner und Storagharz. Andere treffliche Sicherungsmittel sind Staub vom Grabe des Propheten, Wasser aus dem heiligen Brunnen Semsam in der großen Moschee zu Mekka, Stücke von der Brocatdecke der Kaabah u. s. w. Die Haustüren wahrt man vor dem „Nafr“ durch Inschriften wie: „Der vortreffliche Schöpfer ist der Ewige“, die Läden durch Koansprüche, durch das Glaubensbekenntniß: „Es ist kein Gott außer Allah“ oder durch den bloßen Namen Gottes oder des Propheten. Ein für sehr wirksam gehaltenes Mittel, den, welchen der böse Blick getroffen hat, zu entzaubern, ist, daß man auf ein Stück Papier ein Auge malt, mit einer Nadel in dasselbe sticht und dazu sagt: „dies ist das Auge Mohammeds, Alis, Ibrahims“ oder wie sonst der Verdächtige heißt, worauf der Zettel ins Feuer geworfen wird.

Der Versuch, die Verwandtschaft des morgenländischen und des abendländischen Aberglaubens nachzuweisen, ließe sich mit Nutzen noch weiter verfolgen. Wir würden fast zu allen Formeln germanischer, romanischer und slavischer Gespensterfurcht, Zauberei u. dergl. hinten weit in der Türkei, in Afrika und bis tief nach Ostasien hinein entsprechende semitische Formeln finden. Hat doch der Araber in seiner „Ism Er Rukkeh“ sogar genau denselben Ausdruck für die Gesamtheit aller abergläubischen Dogmen und Regeln, wie wir, wenn wir dieselbe „Nockenphilosophie“ nennen. Das Beigebrachte wird indes für unsern Zweck genügen. Wir sahen, wie der deutsche Bauer mit dem ägyptischen in seiner Meinung von der geister- und zauberabwehrenden Kraft des Eisens übereinstimmt, und wie jüdischer Aberglaube diesem Metall schon im frühen Mittelalter dieselbe Kraft zuschrieb. Wir bemerkten, wie der mohammedanische Morgenländer in gewissen Ansichten über die Bedeutung der Wochentage (welche beiläufig lange schon vor der Entstehung des Islam Namen hatten) sehr ähnlich denkt wie der christliche Abendländer. Wir fanden, daß man der Zukunftserforschung durch Aufschlagen von heilig gehaltenen Büchern, der Knüpfung von Knoten zu zauberischen Zwecken, der Verwendung von Blut und Speichel in gleicher Richtung vom Euphrat und Nil bis zur Nordsee hinauf begegnet. Wir trafen endlich die Furcht vor dem Beschrieenwerden und der magischen Gewalt des bösen Blicks in sehr ähnlicher Weise zu Dogmen und Gebräuchen ausgeprägt in dem Gebiete, welches das Christenthum sich erobert hat, wie in dem, welches der Islam beherrscht.

Der Aberglaube ist das Heidenthum, welches als Beiglaube neben den neuen Religionen hergeht, und wenn wir sahen, daß sehr viele von den Meinungen und Ceremonien des Heidenthums, welches im Orient neben dem Islam fortbesteht, mit denen des Heidenthums, welches im Occident neben dem Christenthum sich erhalten hat, im Wesentlichen zusammenfallen, so werden wir uns bedenken, wenn man uns sagt, daß unser deutscher Aberglaube vorwiegend

auf nationalem Boden gewachsen oder gar völlig germanischen Ursprungs sei. Wir werden daran um so mehr zweifeln, als wir wissen, daß wir im Norden auch auf andern Gebieten von Süden und Osten, als den früher cultivirten Theilen der alten Welt, mehr empfangen, als dahin abgegeben haben.

Die Auflösung des Abgeordnetenhauses.

Drei der deutschen Souveräne, welche zu Frankfurt versammelt waren, entzogen sich dem österreichischen Reformplan, weil sie die Idee eines nationalen Bundesstaates nicht opfern wollten: Baden, Weimar, Waldeck; drei andere, weil sie dem gegenwärtigen Preußen anhängen: Schwerin, Altenburg, Neuß j. L.; Lippe-Detmold war ausgeblieben. Luxemburg (anwesend) und Holstein (nicht vertreten) folgen nicht deutscher Politik. Auch die Stimmen, welche den Reformplan annahmen, thaten es nur für so lange, bis die nichtanwesenden Souveräne denselben angenommen oder einen Gegenplan aufgestellt hätten.

Wie viel oder wenig eine solche bedingte und keineswegs klare Verpflichtung bedeutet, das wird davon abhängen, wie in Preußen sich die Dinge entwickeln. Ob die Annahme des Entwurfs sich als höfliche Form für Ablehnung erweist, ob sie für Oestreich eine Handhabe wird zu neuen Operationen, das vermag selbst von den hohen Unterzeichnern Niemand vorauszusagen. Die Gefahr ist verschoben, nicht beseitigt.

Allerdings ergab der Fürstentag für Oestreich nicht das glänzende Resultat, welches in der Begeisterung der Eröffnungstage von der großdeutschen Partei gehofft wurde. Unläugbar hat das Auftreten Oestreichs selbst dazu beigetragen. Denn während der Kaiser durch persönliche Courtoisie Alles that, sein Werk zu fördern, war in der sachlichen Behandlung der Geschäfte eine Hast, Schroffheit und ein imperatorisches Wesen fühlbar, welches sämmtliche Mitglieder der Conferenzen immer wieder ängstlich und mißtrauisch machte. Und diese Fehler Oestreichs sind uns zu Gute gekommen.

Ein ähnliches Doppelgesicht hat Preußen während der Verhandlungen gezeigt. Und sein Verhalten hat wieder den Plänen Oestreichs mehr Vorschub geleistet als alle Liebenswürdigkeit des Kaisers gegen Souveräne und Diplomaten vermochte, so viel Vorschub, daß selbst die drängenden Memorials des Herrn v. Rechberg zum Theil unschädlich gemacht wurden. Und es ist eine Thatsache, welche Freunden und Gegnern auf dem Congresse deutlich wurde, daß auch der zweifelhafte und ungenügende Erfolg des österreichischen Projects nur durch die Politik, welche Preußen seit dem 3. August beobachtet hat, möglich geworden ist. Hätte Preußen vom ersten Tage an dem Kaiser in Gastein fest erklärt, daß es diesen Congreß, so eingeleitet und zusammenberufen, für eine